

Krisen: vom Kopf auf die Füße gestellt

Teresa Cremer

Luzukos Worte klingen immer noch in meinem Kopf. *Ich frage mich, warum jetzt eine Krise? Warum braucht es eine reiche Person mit Garten und Bohrloch, um eine Wasserkrise auszurufen? In Kapstadt leben tausende Menschen, die es gewohnt sind, mit 25 Litern Wasser pro Tag auszukommen. Sie hätten schon vor Jahren von einer Wasserkrise berichten können.* Das war im September 2018. Ich verbrachte drei Monate in Kapstadt für eine ethnographische Forschung über die sogenannte Wasserkrise. Eine schwere Dürre hatte Kapstadt im Jahr 2015 heimgesucht, weitere Jahre geringer Niederschläge folgten und gipfelten in einer Wasserkrise, die ihren dramatischen Höhepunkt erreichte, als die Stadtregierung für Anfang 2018 ‚Day Zero‘ ankündigte: Der Tag, an dem die Wasserversorgung für die komplette Stadt abgedreht wird. Dank drastischer Wassereinsparungen bei Bevölkerung, Landwirtschaft und Industrie sowie starker Niederschläge ab Winter 2018, konnten die Staudämme, die die Stadt mit Wasser versorgen, ausreichend aufgefüllt werden, um Day Zero zu verhindern. Die Ereignisse in Kapstadt verbreiteten sich weltweit als eine Erfolgsgeschichte, die zeigen sollte, wie in der Vier-Millionen-Stadt eine große Krise besiegt wurde.

Die Geschehnisse rund um die Wasserkrise in Kapstadt können als Prognose für parallele Ereignisse gelten, die auch während der nächsten Herausforderung, die Südafrika bereits fest im Griff hat, Form annehmen könnten: die Covid-19 Krise. Deshalb möchte ich zurückblickend nun einige Überlegungen zum Narrativ der Wasserkrise aufgreifen, die auch für weitere ‚Krisengespräche‘ relevant sein können.

Die Fragen, die dabei im Hinterkopf behalten werden sollen, sind: Wie werden tief in der Stadt verwurzelte Ungerechtigkeiten und etablierte Formen der Kategorisierung von Bürgern und Bürgerinnen durch die Wasserkrise aufgedeckt und somit auch in Frage gestellt? Wessen Lebenswelten spiegeln sich in dem Narrativ der Wasserkrise wider, und welche werden ausgeschlossen? Was ist der Status quo der Krisenproduktion?

Ich lernte Luzuko an einer Wassersammelstelle (WCP) in Newlands kennen, einem grünen und wohlhabenden Stadtteil von Kapstadt, an der eine diverse Öffentlichkeit zusammenkommt, um Flaschen mit frischem Quellwasser vom Tafelberg aufzufüllen. Infolge der Dürre wurden von der Stadtregierung Wasserrestriktionen der Stufe 6B eingeführt, die es der Stadtbevölkerung

vorschrieben, täglich nicht mehr als 50 Liter Wasser pro Person zu verbrauchen. Ein Wasserkonsum, der diese Grenze überschritt, führte zu hohen Wasserrechnungen, da die Wasserbeschränkungen mit starken Tariferhöhungen einhergingen. Die meisten Menschen, die den WCP aufsuchten – die Wassersammler und Wassersammlerinnen – wollten ihre Wasservorräte aufstocken und durch Reduzierung des kommunalen Wasserverbrauchs Geld sparen.

Luzuko hingegen war ein Wasserhelfer. Zusammen mit fünfzehn anderen, meist Männern, bot er seine körperliche Kraft und Ausdauer an, um diejenigen zu entlasten, die nun zu ihrer Kundschaft wurden. Die Wasserhelfer begannen früh morgens, wenn sich ab 5 Uhr die Tore des WCP öffneten, um einen neuen Arbeitstag einzuläuten. Zu dieser Zeit hatten viele von ihnen bereits eine einstündige Busfahrt von den Cape Flats in das Stadtzentrum hinter sich. Oft übernahmen sie den kompletten Vorgang des Wartens mit den leeren Wasserbehältern in der Warteschlange, des Auffüllens der Kanister an den Wasserhähnen, des Tragens der vollen Behälter zurück zum Auto, um dann die nächste Runde zu starten. An einem acht bis zehnstündigen Arbeitstag konnte die Anzahl der geschleppten Wasserkanister locker auf insgesamt etwa 600 Liter ansteigen. Als Gegenleistung für ihren Dienst erhofften sie sich ein gutes Trinkgeld, denn ihr neu geschaffene Job als Wasserhelfer war Haupteinkommen, wenn nicht sogar ihr einziges. Es entstand ein Job, den es so vor der Wasserkrise noch nicht gab. Die Wasserhelfer haben diese Arbeit aufgrund der Bedingungen von Wassermangel und Dürre in Kapstadt *erfunden*. Immer mehr Menschen entdeckten diese Tätigkeit für sich, für die die Wasserknappheit eher als Chance statt einer Veränderung zum Schlechteren verstanden werden konnte.

Das erste, was auffällt, ist, dass das dominante Narrativ der Wasserkrise in Kapstadt einen großen Teil der städtischen Gesellschaft überschattet, indem es gelebte Erfahrungen von marginalisierten und benachteiligten Einwohnern und Einwohnerinnen der Stadt nicht mit einbezieht. Die vorherrschende Krisenerzählung impliziert, dass Day Zero eine unvermeidliche und natürliche Überraschung sei und Knappheit eine kalkulierte Tatsache, so dass der Wassermangel alle in Kapstadt Lebenden gleichermaßen treffe. Hinter dem dominanten Narrativ offenbart sich ein Verständnis von Krise als Bruch oder Zäsur, die zwei Zustände der Normalität voneinander trennt: Etablierte und gewohnte Lebensweisen funktionieren nicht mehr, was zu Instabilität, Unsicherheit und vorübergehender Unordnung führt. Meist wird alles getan, um zum vorherigen, „normalen“ Zustand zurückzukehren. Per Definition lässt das

Krisennarrativ diejenigen der Gesellschaft außen vor, für die Wassermangel alltägliche Realität ist.

Die Angst, die sich in der Mittelschicht um die Dürre und Day Zero herum entwickelte, unterscheidet sich jedoch stark von den Herausforderungen, mit denen die Menschen, z.B. in informellen Siedlungen, konfrontiert sind. Der Zugang zu der Ressource Wasser ist für viele Bewohner und Bewohnerinnen Kapstadts keine Selbstverständlichkeit. Speziell vor dem Hintergrund, dass viele Menschen aus marginalisierten Stadtgebieten regelmäßig um Zugang zu Wasser und Elektrizität kämpfen oder gegen die mangelnde Bereitstellung von Dienstleistungen protestieren, offenbart die Wasserkrise erhebliche Ungleichheiten, die entlang von *race*- und klassenspezifischen Grenzen fortbestehen, die in dieser Post-Apartheid-Stadt tief verwurzelt sind. Diese offensichtliche Enthüllung solcher Ungleichheiten könnte positiverweise dazu führen, dass die Mittelschicht Kapstadts ihre Vorstellungen von der Ressource Wasser als etwas Selbstverständliches, das ‚einfach kommt und geht‘, überdenkt. Aussagen einiger Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen zeugten davon, dass sie begannen, ihr Leben in Beziehung zum Leben anderer zu setzen und sich ihres Privilegs und der infrastrukturellen Benachteiligungen, die in der Stadt bestehen, bewusst wurden.

Luzukos Worte implizieren auch die Frage, warum die Tatsache, dass viele Menschen in Kapstadt (oder ganze Dörfer in Südafrika) bereits ihr Leben lang ohne grundlegenden Zugang zu Wasser leben, nicht Grund genug sei, um eine Wasserkrise auszurufen. Zweitens sollte man sich deshalb bewusst sein, dass Krise kein ontologischer Begriff ist und nicht einfach eine Beschreibung eines Ereignisses darstellt, sondern als Erzählmittel (vor allem in der Politik) produziert und eingesetzt wird. Krisenansprüche haben eine normative Dimension. Wenn in einer Krise die Normalität auf den Kopf gestellt wird, dann stellt sich die Frage: Was ist der Normalzustand? Krise im Vergleich zu was? Wir sollten nicht missachten, dass die Medienberichterstattung über die Verhältnisse in Kapstadt hauptsächlich auf den Lebenswelten von eher wohlhabenderen Menschen beruht, oder zumindest derjenigen, die über angemessenen Wasserzugang verfügen.

Zu den Maßnahmen, die von der Stadtbevölkerung zur Bekämpfung der Krise ergriffen werden sollten, gehörten: kurze Duschen, keinen Pool befüllen, den Garten nicht wässern, keine Autos mit kommunalen Wasser waschen, die Toilettenspülung nach dem Motto betätigen: „If it’s yellow let it mellow, if it’s brown flush it down“. Diese Empfehlungen der Stadtverwaltung sind nicht auf Personen übertragbar, die sich mit 20 anderen Haushalten einen öffentlichen Wasserhahn teilen und es bereits aufgegeben haben, sich auf die Regierung zu verlassen, um

eine Grundversorgung zu erhalten. Die Art und Weise, wie die Stadtregierung über die Krise berichtete, verdeutlicht daher ihr als „Capetonians“ kategorisiertes Zielpublikum.

Drittens: Unabhängig davon, welche Zeitspanne der Begriff ‚Krise‘ für diese oder jene Gruppe umfasst, sei es die derzeitige Wasserknappheit oder die ständige Verknappung der Grundbedürfnisse: die Art und Weise, wie Menschen in volatilen Lebensumständen zurechtkommen, ist durch Improvisation, Einfallsreichtum und das Finden und Nutzen von provisorischen Lösungen gekennzeichnet. Häufig zielen diese Praktiken darauf ab, wieder eine neue Ordnung oder irgendeine Art von Stabilität herzustellen. Die Entstehung neuer Arbeitsfelder z.B. wie das der Arbeit als Wasserhelfer, kann als ein Ergebnis ihrer Erfahrungswerte mit dem Leben in und mit Schwankungen und ihres Know-how gesehen werden, jede sich bietende Gelegenheit innerhalb eines unbeständigen Lebens zu erkennen und anzunehmen. In diesem spezifischen Kontext des WCP wird es ihnen ermöglicht, die Krise anderer zu ihrem eigenen Vorteil umzuformen und als ‚innovative Kleinunternehmer‘ von der Krise zu profitieren, wenn auch nur vorübergehend.

Zudem half die Arbeit der Wasserhelfer auch, die Prozesse am WCP zu stabilisieren, insbesondere für die Wassersammler und Wassersammlerinnen, bei denen die plötzliche Umstellung und die Notwendigkeit von Flexibilität und Improvisation eher Stress und Panik erzeugte. Für letztere war der Weg zur Quelle unabdingbar, da das Auskommen mit 50 Liter Wasser am Tag eine große Herausforderung darstellte. Viele ihrer neuen Praktiken und Verhaltensstrategien zielten einerseits darauf ab, Wasser auf jede erdenkliche Art und Weise einzusparen, andererseits aber auch darauf, möglichst unabhängig vom städtischen Wassernetz zu werden. Während z.B. die Wasserhelfer vergeblich versuchten Zugang zum Wassernetz zu bekommen, wurde von vielen Familien der Mittel- und Oberschicht der Wunsch geäußert, sich vom städtischen Wassernetz lösen zu wollen. Der Ausbau einer unabhängigen Wasserversorgung durch Bohrlöcher, Wassertanks oder die Wiederverwendung von Regen- und Abwasser stellte sich so auch als Alternative dar, ein ‚wasserbewusster‘ und solidarischer Mitmensch zu werden.

Der kurze Einblick in die Dynamiken am WCP in Newlands und die Art und Weise, wie Kapstadts Regierung mit der Wasserkrise umgegangen ist, unterstreicht, dass Krisennarrative oft dafür sorgen, dass die Aufmerksamkeit auf vermeintlich dringliche Ereignisse eine ganze Reihe anderer Phänomene überschattet. Bevor wir Krisen als Ausgangspunkt für weitere Erörterungen oder auch Kritik nehmen, sollten wir daher zunächst die Sache selbst hinterfragen

und den Status quo zur Berechtigung für Krisenansprüche überprüfen. Wenn man erkennt, dass ‚Krisen‘ immer auf eine Norm ausgerichtet sind, ist es möglich, dass sie Ungerechtigkeiten offenlegen und herrschende Machtdynamiken in Frage stellen. Dennoch gibt es häufig die falsche Annahme, dass eine langanhaltende Krise irgendwann für diejenigen, die in und mit einem krisenhaften Dauerzustand leben, zur Normalität wird. Die Folge: Es ändert sich nichts bzw. nichts wird geändert. Die Bedeutung von situierten Praktiken von oft marginalisierten Menschen als gleichwertige Stimme innerhalb von Krisen zu beleuchten, ist Kern für einen ganzheitlichen und integrativen Krisenansatz.

Südafrika hat kürzlich den nächsten nationalen Katastrophenzustand ausgerufen. Diesmal sind es unter anderem die Ungerechtigkeiten beim Zugang zu medizinischer Versorgung, die die „Corona-Krise“ sowohl in Kapstadt als auch weltweit offenlegt. Sie zeigt auch, dass die erklärten Maßnahmen zur Eindämmung der weiteren Ausbreitung des Virus – Selbstisolierung, *Social Distancing*, Home-Office und regelmäßiges Händewaschen – nur für Menschen mit angemessenen Wohnbedingungen und guter Infrastruktur realisierbar und praktikabel sind. Viele Menschen dieser Welt können sich persönlich nicht auf diesen spezifischen Lebensstandard beziehen.

Die umgehende Reaktion auf die „Corona-Krise“ zeigt aber auch, welche Maßnahmen sofort ergriffen werden können, welche Mittel mobilisiert, wie schnell Entscheidungen getroffen oder wie Verordnungen aufgehoben werden können. So unterstreicht das aktuelle globale Krisennarrativ vom Coronavirus erneut, wie wichtig es ist, die den Krisen innewohnende normative Dimension in Frage zu stellen. Es ist sehr unterschiedlich, auf welche Weise Menschen von der Pandemie betroffen sind, je nach Klasse, *race*, Geschlecht, Religion und auch politischer Einstellung. Die Infragestellung des Status quo der Krisenproduktion ist die Voraussetzung, eine gleichberechtigte und integrative Debatte über Krisen zu gewährleisten.

Ich greife Luzukos Anliegen abschließend erneut auf und frage: Was muss angesichts der offensichtlich existierenden Lebensbedingungen von Menschen, für die Krisen zur Routine und zum Hintergrund ihres Lebens geworden sind, noch geschehen, um die Verpflichtung zu erkennen, gegen Missverhältnisse und Ungerechtigkeit zu arbeiten? Werden wir auf Menschen in privilegierten Positionen warten müssen, bis eine lang andauernde Krise sie persönlich trifft, und die Lage dann erst offiziell zur Krise zu erklären, bevor wir wirklich etwas unternehmen? Was muss geschehen, damit der Status quo, der Normalzustand, nicht immer von der Lebenssituation privilegierter Menschen ausgeht und definiert wird, sondern endlich mal auf den Kopf bzw. die Füße gestellt wird?